353

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 12. 25. März 1874.

A Grammar of the Hindūstānī or Urdū Language by John T. Platts. London, Wm. H. Allen & Co., Waterloo Place. 1874. X und 399, octavo.

Je mehr das Hindūstānī oder das sogenannte Urdū*) (die Lagersprache), sich in Indien verbreitet und nicht nur in den Regierungsbureaux und in den Gerichtshöfen, sondern auch in den Schulen als medium des öffentlichen Unterrichts gebraucht wird, desto mehr ist auch diese Misch-Sprache Gegenstand der Untersuchung nicht nur unter indischen, sondern auch unter europäischen, besonders englischen Gelehrten geworden.

Das Urdū ist eine verhältnissmässig junge Sprache. Sie hat sich erst, im Gegensatz gegen das Hindī (oder richtiger Hinduī) durch die

*) Der frühere Name, mit dem das Urdū ebenfalls bezeichnet wurde, ریختہ, rēχtah (zerstreut), wird jetzt selten oder fast gar nicht mehr gebraucht.

bleibenden Eroberungen der Muhammedaner in Indien gebildet und ist, wie ihr Name (اُردُو زبان, urdū zabān) besagt, im Lager der Eroberer entstanden.

Abgesehen von den Eroberungen, welche die Araber schon im Jahre A. D. 711 unter Qāsim in Sindh machten, war es zuerst Mahmūd (997—1186), welcher von Ghaznī in Afghānistān aus nicht nur Indien wiederholt angriff und ausplünderte, sondern dort auch bleibend festen Fuss fasste. Nachdem die Dynastie der Ghaznividen durch das (afghānische) Haus Ghōr gestürzt worden war (A. D. 1186), eroberte Sahāb ud-dīn Indien und brachte fast das ganze eigentliche Hindūstān (mit Ausnahme von Mālva) unter seine Botmässigkeit. Nach seinem Tode (A. D. 1206) herrschten die sogenannten (Türkischen) Sclaven-Könige in Indien (1206—1288), die wieder durch das afghānische Haus Ghilzī (1288—1321) verdrängt wurden. Das Haus Tōghlak, das nach der Vertilgung der Dynastie der Ghilzīs ans Ruder kam (1321—1421), kann schon als eine halb indische Familie betrachtet werden, da Tōghlak der Sohn eines türkischen Sclaven von einer indischen Mutter war. Mit dem Hause Lōdī kam die Herrschaft in Hindūstān wieder an die Afghānen (1450), bis dieselbe nach dem Siege Bābars über den letzten König Ibrāhīm dauernd auf das Haus Timūr übergieng (1526).

Alle diese fremden Eroberer brachten mit ihren Heeren ein Gemisch von allerlei Nationalitäten und Sprachen nach Indien. Die Heerführer und obersten Beamten waren meistens Türken, die Soldaten und der Tross Türken, Perser und Afghānen. Durch den Verkehr die-

Digitized by Google

ser bunt durch einander gewürfelten Heere mit der sesshaften Hindū-Bevölkerung entstand nach und nach die Lagersprache, die, wenn auch anfänglich nur ein in engen Grenzen verständliches Patois, nach und nach festere und bestimmtere Formen annahm und durch die sich immer mehr ausbreitende Herrschaft des Islām einen festen Boden auch im Volke gewann, bis sie endlich unter Akbar (1556—1586) zur Hof-Sprache erhoben wurde.

Merkwürdig bleibt dabei, dass von den verschiedenen Sprachen, die in den Lagern der Eroberer gesprochen wurden, eigentlich nur das Persische, als die gebildetste Sprache, einen bleibenden Einfluss auf die neue Sprachentwicklung ausgeübt hat; das Türkische ist nur noch durch wenige Worte vertreten und das Afghānische ist spurlos verschwunden, obschon die Afghānen so lange Indien beherrscht haben und unmittelbare Nachbarn der Inder bis auf den heutigen Tag geblieben sind.

Im übrigen sehen wir in Indien dieselben Gesetze walten, wie bei der Verschmelzung des Normannisch-Französischen mit dem Sächsischen auf den britischen Inseln. In der Grammatik hat das alte Hinduī den Sieg davon getragen und die wilden Eroberer mussten sich seinen Flexionsregeln unterwerfen; es ist eigentlich nur das Vocabular, das sich durch das Eindrängen des Arabisch-Persischen, vermittelt durch die neue Religion, gründlich umgestaltet hat und worauf das Urdū seinen Anspruch, als neue Sprache zu gelten, stützen kann.

Obgleich das Urdū nunmehr als eine vom Hindī abgesonderte Sprache betrachtet und behandelt werden muss, so ist es noch keineswegs

Digitized by Google

in sich abgeschlossen, sondern mehr oder minder noch im Fluss begriffen.

Wie viel aus dem Arabisch-Persischen Vocabular (nebst ganzen Phrasen) geborgt werden darf, hängt fast noch ganz von den Kenntnissen des jeweiligen Autors ab, denn die Literatur ist noch jung und der Geschmack sehr verschieden. Wer als gelehrt gelten will, darf es an zahlreichen Arabisch-Persischen Worten (und theilweise ganzen Phrasen) nicht fehlen lassen. Anders freilich verhält es sich mit der Volkssprache der Muhammedaner in Indien; sie variirt nach den Localitäten und unterscheidet sich oft kaum von den Landessprachen der übrigen Hindū-Bevölkerung; nur diejenigen, die im eigentlichen Hindūstān (in den nord-westlichen Provinzen) wohnen, sprechen das Urdū mit einer gewissen Gleichmässigkeit und ihre Sprache wird jetzt als Muster betrachtet, besonders das Idiom der Bewohner von Dillī und Lakhnau.

Ziemlich verschieden, auch in grammatischer Hinsicht, von der Sprache der nördlichen Provinzen ist das Idiom, das die Muhammedaner in den südlichen Provinzen Indiens reden und das darum die Benennung دکھنی dakhnī (scil. بولی bōlī, Sprache) südliche Sprache, erhalten hat. Dieser Dialect hat bis jetzt wenig Beachtung gefunden und wird von seiner glücklicheren nördlichen Schwester immer mehr in den Hintergrund gedrängt und zum Patois gestempelt; nur Shakespear hat einen kleinen Abriss des Dakhnī-Idioms gegeben, aus dem man zur Genüge sehen kann, dass es wohl einer gründlichen philologischen Bearbeitung werth wäre.

Digitized by Google

Ueber die frühere Entwicklung des Urdū wissen wir nur wenig. Garcin de Tassy sagt zwar in seiner Histoire de la litérature Hindoui et Hindustānī, dass sich schon gegen das Ende des 13ten oder den Anfang des 14ten Jahrhunderts Gedichte von musalmanischen Autoren vorfinden, ohne sie jedoch näher zu bezeichnen. Es wäre von ihm überhaupt recht verdienstlich gewesen, wenn er die Autoren in seiner erwähnten Literatur-Geschichte nach der Zeitfolge (soweit sie sich noch ermitteln lässt), statt nach dem Alphabete, geordnet hätte; dadurch könnte man sich leicht einen Ueberblick über die Entwicklung der Sprache verschaffen.

Mit Sicherheit lassen sich Urdū-Schriftstücke erst aus dem 18ten Jahrhundert nachweisen. Denn obschon das Urdū wohl schon vom 12ten Jahrhundert an, wenn auch noch auf besondere Localitäten beschränkt, gesprochen wurde, so wurde doch von den Muhammedanern zu allen Regierungsgeschäften und Literaturzwecken die persische Sprache verwendet, da das Urdū kaum anders denn als ein Patois betrachtet wurde.

Erst mit dem Beginn der englischen Herrschaft in Indien wurde das Urdū, abgesehen von einer Anzahl älterer Volksgesänge und Balladen, zu einer Literatur-Sprache erhoben und die Werke, die jetzt als Muster eines guten Urdū-Styles gelten, sind alle neueren Datums.

Aus dem Gesagten ergibt sich nun mit Nothwendigkeit, dass wenn das Urdū gründlich in seinen grammatischen Formen und Flexionen erforscht werden soll, man auf das alte Hinduī zurückgehen muss, das uns allein bis ins 13te Jahrhundert hinauf in ziemlich zahlreichen

Digitized by Google

Schriftstücken erhalten ist. Bis jetzt ist die Grammatik des Urdū nur empirisch behandelt worden, da fast alle englischen Grammatiker einen practischen Zweck dabei im Auge hatten, alle aber ohne Ausnahme des älteren Hinduī ganz unkundig waren, somit auch gar nicht in der Lage waren, den grammatischen Bau des Urdū durch das Hinduī auf das Prākrit, resp. Sanskrit zurückzuführen und zu begründen.

Ich habe in einer dem Urdū verwandten Sprache, dem Sindhī, den ersten Versuch gemacht, durch Zurückführung aller grammatischen Formen auf das Prākrit Licht in die Entwicklung der neueren Sprachen Nordindiens zu bringen*).

Die Hindūstānī Grammatik von Herrn Platts hat den grossen Vorzug vor den früheren, dass sie theilweise die von mir bezeichnete Richtung eingeschlagen und so weit das Urdū davon betroffen ist, die von mir gewonnenen Resultate verwendet hat, wodurch viel alter Schutt weggeräumt und Klarheit und Deutlichkeit über manche Puncte verbreitet worden ist, die noch in Grammatiken neuesten Datums ganz falsch aufgefasst worden waren. Seine Arbeit bietet daher einen entschiedenen Fortschritt auf diesem Gebiete dar.

Gehen wir auf den Inhalt der Urdū Grammatik von Platts etwas näher ein.

Das Alphabet nebst den übrigen orthographischen Zeichen ist klar dargestellt, nur vermisst man eine wissenschaftliche Beschreibung der dem Urdū eigenen Laute; nicht einmal eine

*) Vergl. meine Sindhī Grammar, compared with the Sanskrit Prākrit and the cognate Indian Vernaculars 1872.

Digitized by Google

übersichtliche Zusammenstellung nach Lautgruppen ist gegeben, was doch für den ganzen phonetischen Character einer Sprache von grosser Bedeutung ist. Das Urdū selbst ist zwar dem Lautwechsel nicht viel unterworfen, aber für die Zurückführung der einzelnen Bildungen und Formen auf die vorhergehenden Sprachstufen (das alte Hinduī und Prākrit) ist eine eingehendere Entwicklung des Lautsystems und gleichzeitige Ausscheidung der fremden, in die Sprache erst von aussen eingedrungenen Elemente von Wichtigkeit, zumal bei einer so gemischten Sprache, wie das Urdū ist.

Die Geschlechtsverhältnisse, die im Urdū ziemlich verwickelter Natur sind, sind eingehend erörtert, auch die Ausnahmen mit Fleiss gesammelt. Etwas unbegreiflich ist es freilich, wenn man p. 23, in der Anmerkung die Worte: گھر کی آدمیان nicht nur als Urdū-Text, sondern auch noch mit »ghar ke ādmiyāṅ« umschrieben findet. Die Worte sind falsch und verstossen durchaus gegen die Grammatik, da es unter allen Umständen: گھر کی آدمی heissen muss.

Die Bildung der Zahl und des Casus hat mit der bisherigen empirischen Darstellung gebrochen, wodurch die ganze Sache an Einfachheit und Klarheit gewonnen hat. Dass die ganze Urdū Declination durch den sogenannten Formativ und die Hilfe von Postpositionen hergestellt wird, wie ich diess schon in meiner Sindhī Grammatik dargestellt hatte, ist anerkannt. Wenn er jedoch p. 43, Anm. d. sagt, dass von روپیہ, eine Rupee, der Formativ ent-

weder روپئی rūpa-e oder روپئی rūpai laute, so möchte ich letzteres beanstanden. Dem Ohr kommt wohl die Aussprache wie rupai vor, allein es handelt sich hier nicht um einen Diphthong ai, sondern um einen getrennten Laut a-i, da am Ende eines Wortes i und e kaum in der Aussprache unterschieden werden. Ein eigentlicher Diphthong ist der ganzen Bildung dieser Formen widersprechend.

Wenn er bei Darstellung des Comparativ und Superlativ-Verhältnisses (p. 48, Anm. a.) bemerkt, dass diese Methode aus den semitischen Sprachen geborgt worden sei, so möchte ich jetzt diess doch bezweifeln, obschon ich selbst früher derselben Ansicht war, wie der Herr Verfasser, und diess auch in meiner Sindhī Grammatik ausgesprochen habe. Meine Alt-Hinduī Studien haben mich inzwischen überzeugt, dass die Art und Weise, wie der Comparativ (und Superlativ) im Hinduī ausgedrückt wird, nicht aus den semitischen Sprachen herzuleiten ist, sondern aus dem Sanskrit, wie ich diess in meiner demnächst erscheinenden Grammatik des alten Hinduī darzuthun hoffe.

Neben der Declinations-Methode des Urdū hat nun der Verfasser auch eingehend die persische Declination abgehandelt; und nicht nur diese, sondern auch die persische Comparation, die Bildung der Participien, der Adjective und theilweise der Substantive und der Nomina composita beigefügt, so dass man sich auf einmal in eine Persische Grammatik versetzt findet. Ob er hier des guten nicht zu viel gethan hat, ist sehr fraglich. Allerdings ist es zum richtigen Verständniss des Urdū unumgänglich nothwendig, eine Kenntniss der persi-

Digitized by Google
Digitized by Google

schen Sprache und Grammatik zu haben, aber es ist dabei doch nicht zu übersehen, dass persische Worte und theilweise Phrasen dem Urdū nur äusserlich einverleibt sind und streng genommen mit seiner Grammatik nichts zu schaffen haben. Aber wenn auch, um des practischen Nutzens willen, die persische Grammatik so in die Urdū Grammatik hineingezogen wird, so ist es immer wieder fraglich, wie weit diess gehen soll und ob diess wirklich allen Anforderungen entspricht? Ich kann mich nicht überzeugen, dass dadurch das Studium der persischen Grammatik für den überflüssig gemacht wird, der jedes persische Wort oder Phrase, die er in Urdū Schriften finden mag, verstehen will.

Wir können jedoch nicht umhin, einzelne seiner Aufstellungen zu beanstanden. Wenn er z. B. p. 65 (82) sagt, dass die Wurzel des persischen Verbums (welche auch die Form des Singulars des Imperativs sei) gewöhnlich als ein Nomen actionis oder als ein abstractes Substantiv gebraucht werde, so ist das letztere entschieden unrichtig. Der Imperativ für sich kommt nie als ein abstractes Substantiv im Persischen vor, sondern nur in gewissen Zusammensetzungen, wie: جُسْتجُو, die Untersuchung, گُفتگُو, die Unterredung, کَشْمَکَش, کَشاکَش, das Hin- und Herzerren etc. Wenn er aber p. 66, Anm. bemerkt, dass دُوست, Freund (in Khorāsān immer noch dōst gesprochen), بَخت, Glück, مَست, trunken, ursprünglich wohl Participia praet. gewesen seien, so können wir

diese Etymologie nur bestätigen, denn دُوست ist wirklich gleich ursprünglichem دُوسْتَه, Zend zushta und Sansk. जुष्ट (beliebt); ebenso ist بَخت = بَخْتَه, Zend bakhta, Sansk. भक्त (das zugetheilte); مَست ist das Sansk. मत्त (Altpersisch mastūk, mit angefügtem Adjectiv-Affix).

Hie und da begegnen wir einzelnen Unrichtigkeiten; so z. B. p. 67 (unten) ist شَمْشِير زَن nicht als Ablativ-Verbindung zu erklären; denn man sagt im Persischen (in der Accusativ-Unterordnung) شَمشِير زَدَن, das Schwert schlagen, wie گُوی زَدَن, einen Ball schlagen, etc. — Die Ableitung von آسمَان, Himmel, von آس Mühlstein und مَان gleichwie (wie ein Mühlstein) wird bei uns, trotz der Auctorität der eingebornen Gelehrten (die auch Shakespear in seinem Hindūstānī Wörterbuch anführt) nur wenige Gläubige finden; Vullers hat in seinem Pers. Wörterbuche schon längst das richtige darüber angegeben. (Vergl. auch Justi, Alt-Baktr. Wörtb. S. 38).

Ueber die Aussprache des Persischen müssen wir noch hier bemerken, dass der Verfasser der Gewohnheit der indischen Maulavis gefolgt ist, die Endsilben ān (wie im Plural und den Affixen ān, gīn, gān, mān etc.) als Nasal-Laute (durch Anusvāra nasalirt) zu bezeichnen. Dies ist durchaus unrichtig; das Persische kennt den indischen Nasal-Laut gar nicht, werde er

Digitized by Google
Digitized by Google

nun im eigentlichen Irān oder in Khorāsān gesprochen. Die Aussprache ē und ō (statt des Irānischen ī und ū) hat in gewissen Worten seine Berechtigung, auch die persische Bevölkerung von Khorāsān und Afghānistān unterscheidet noch streng zwischen diesen Lauten, aber eine Nasalisation im angegebenen Sinne ist ihr durchaus fremd. Der Europäer, der in Indien von den eingeborenen Gelehrten Persisch lernt, hat sich davor zu hüten, damit er sich nicht in den Augen der Perser und Afghānen lächerlich macht.

Nachdem er auf diese Weise die persische Grammatik hereingezogen hatte, so musste er nothwendigerweise dasselbe mit der arabischen thun. Die Bildung der Nomina (Substantiva sowohl als Adjectiva), ihre Flexion etc. ist eingehend erörtert. Die eigentliche Urdū Grammatik ist durch diese zwei Excurse auf 53 Seiten unterbrochen, was für den Zusammenhang störend ist. Nach unserer Ansicht hätte der Verfasser besser gethan, wenn er diese zwei Abhandlungen in den Anhang verwiesen hätte; die Grammatik hätte dadurch an Uebersichtlichkeit gewonnen.

Neu ist, was der Hr. Verfasser unter den Demonstrativa über den Instrumentalis Sing. dieser Pronomina anführt (p. 117, sqq.) und was bis jetzt in keiner Hindūstānī Grammatik (Forbes, Shakespear, Arnot) berührt war. Bis jetzt galt als Instrum. Sing. اِس نے, اُس نے; der Verfasser dagegen führt daneben auch die Formen اِن نے und اُن نے an, die nicht zu bezweifeln sind. Seine Erklärung dieser Formen jedoch, dass das s von is und us durch Assimilation

Digitized by Google

mit dem n der Postposition nē in n verwandelt worden sei, müssen wir abweisen. Es sind vielmehr die alten Hinduī Instrumentale dieser Pronomina, die in alten Hinduī Schriften ganz gewöhnlich sind, z. B. im Sikh Granth, wo اِن und اُن als Instrum. Sing. ohne نے (das erst später aufkam) gebraucht werden. Ich verweise ferner ganz einfach auf das Panjābī und Sindhī, in denen der Instrum. Sing. dieser Pronomina bis auf den heutigen Tag in (ina) und un (una) lautet (ohne die Postposition nē); von einer Assimilation kann also keine Rede sein. Die Instrumentale Sing. dieser beiden Demonstrativa werden in der Form in und un (nē) auch hauptsächlich im nördlichen Urdū gebraucht, von wo aus sie in die Sprache eingedrungen sind. Es wäre überhaupt sehr wünschenswerth gewesen, wenn der Hr. Verfasser sich die Mühe genommen hätte, solche und andere Angaben durch Citate aus Schriftstellern (mit Angabe des Ortes) zu belegen und zu begründen, was er zum grossen Nachtheil seines Werkes überall unterlassen hat.

Unklar ist ferner, wie (p. 120, Anm. b) کِم der Accusativ des Sansk. किम् sein soll? (Es soll doch wohl heissen कस् und wir hätten das ohne weiteres angenommen, wenn nicht die lateinische Transcription Kim dabei stände).

Ebenso unklar ist seine Bemerkung (ibid.), dass die Formative جِن, جِس etc. die Prākrit Genitive mit der feminin Basis sein sollen, also جِس = Prāk. ज़स्स, جِن = ज़ाणं. Das Femininum kommt hier gar nicht in Betracht und würde im Prākrit ज़स्सा im Singular sein, wäh-

Digitized by Google

rend der Genitiv Plur. ग्राणां generis communis ist) und erklärt keineswegs den Uebergang von a in i, sondern im alten Hinduī wird das kurze Sansk. a (besonders vor einem Doppel-Consonanten) schon häufig in i verflüchtigt.

Dass das Wort نہیں ferner (p. 123, Anm.) zugleich eine negative Partikel und ein negatives verbum substantivum sei, müssen wir ebenfalls in Abrede stellen. نہیں ist nur ein negatives Adverb und bedeutet nicht, aber nie ist es gleich نَہ ہَے, es ist nicht. Das Sindhī, das er dafür anführt, hat er missverstanden; denn dort ist ناهي eine Contraction aus نَہ آہے, das verbum substant. ist also آہے āhē, wie soll aber das in nahī stecken? Die alten Formen von نہیں indessen, die das Hinduī uns erhalten hat, zeigen deutlich genug, dass in nahī keine Contraction des verbum substant. enthalten ist: wir finden dort na (न), nah (नह) und nahi (नहि), auch nāhi geschrieben; die Form nahī (नहीं) ist späteren Ursprungs.

Hie und da ist der Verfasser etwas zu prägnant, was leicht zu Missverständnissen führen muss. So sagt er z. B. p. 125 (oben), dass خُود*) in persischen Phrasen im Sinne von »eigen« gebraucht werde und führt an: بچشمِ خُود, was er: »mit meinen eigenen Augen«

*) Ueber die Aussprache von خُود möchte ich bemerken, dass die Perser es jetzt nur χŭd (kurz) aussprechen, wie خُوش (χŭsh).

Digitized by Google

übersetzt. Das ist jedoch zu viel gesagt; wie خود übersetzt werden muss, hängt ganz von dem Subject ab, auf das es sich bezieht; es kann also ebenso gut dein, sein etc. bedeuten.

Das Verbum und seine Flexion ist gut dargestellt und mancher Irrthum, der bisher in den Hindūstānī Grammatiken noch mitgeschleppt wurde, ist glücklich beseitigt. Nur hätten wir gewünscht, dass er die hergebrachte Terminologie beibehalten hätte, da er in der Wahl neuer Ausdrücke nicht sehr glücklich gewesen ist. So kann man z. B. nicht einsehen, warum das Particip des Praesens nun Imperfect Particip heissen soll? Diess bringt nur Verwirrung in die Sache, da nun auch das Praesens, das mit dem Particip des Praesens gebildet wird, Praesens Imperfect genannt wird.

Dass der Subjunctiv oder Potentialis von ihm Aorist genannt wird, ist ebenfalls ein übel gewählter Ausdruck.

Ebenso ist es zu missbilligen, wenn er von einém Particip des Perfects redet; das Hindūstānī, wie seine Schwestersprachen, kennt nur ein Particip des Praeteritums oder des Aorists.

Hr. Platts gibt uns eine nähere Beschreibung des sogenannten Precativs im Urdū, der bisher ein crux für alle Hindūstānī Grammatiker gewesen ist. So lucid auch der Gebrauch desselben entwickelt wird, so müssen wir doch den Schlussfolgerungen, die er zieht, ein Bedenken entgegenstellen. Man sieht auch wieder hier, wie man eben ohne Kenntniss des alten Hinduī nimmermehr auf die rechte Fährte kommt. Hr. Platts behauptet, dass die Endung iyō (wie چلیو, gehet) ursprünglich der Plural sei und beruft sich dafür auf das Panjābī und

Digitized by Google

Sindhī. Wir können aber diese Berufung nicht ganz zugeben. Der Sindhī Precativ auf ijō*) stimmt wohl mit der Prākrit Endung ija oder ijja, die zwischen die Wurzel und die Personal-Endungen im Praesens und Imperativ eingeschaltet wird, da wir auch für den Singular die Endung ije (iju) haben, was sich auch vom Gujarātī sagen lässt (Sing. ajē, Pl. ajō). Mit dem Panjābī jedoch und dem Urdū verhält sich die Sache anders, wie ich mich durch meine Studien über das alte Hinduī überzeugt habe.

Im alten Hinduī finden wir die Endungen īai und īahu (= īa-u), wie z. B. करीअै oder करीअहु, im jetzigen Urdū کریی karīē und کریو karīō. Es kann nun nicht der geringste Zweifel obwalten (wie das meine Grammatik des alten Hinduī darthun wird), dass karīai das Praesens des Passivs ist, das im alten Hinduī auch schon als Potentialis oder Subjunctiv**) gebraucht wird, ja nach und nach ganz in diesen Modus übergegangen ist. Eine andere Form ist करीअठ (oder करीअहु) die sich schon im Prākrit als III. Sing. Imper. Pass. findet. Dass diese beiden Endungen dem Passiv Praesens (resp. Imperativ Pass.) angehören, kann durch zahlreiche Beispiele aus dem Granth erwiesen werden. Zur weiteren Bestätigung aber will ich die zwei andern Formen anführen, die im Urdū jetzt statt karīē und karīō im Gebrauche sind, nämlich کیجیی, kījiyē und کیجیو, kījiyō (oder kījiō).

Man sagt nun zwar (wie auch Herr Platts

*) Vgl. meine Sindhī Gram. p. 268.
**) Das zugleich den höflichen Imperativ vertritt.

Digitized by Google

thut) in den Urdū Grammatiken, dass wenn die Verbal-Wurzel auf ī endige, der Buchstabe j zwischen die Wurzel und die Endungen des Precativs eingeschoben werde. Aber warum geschieht das und sogar bei der Wurzel کر kar-nā, aus der kījiē oder kījiō gebildet wird? Die Ursache ist einfach die, dass in diesen Formen uns ein Ueberrest des alten Passivs erhalten worden. Wie aus kar-nā im Sindhī (welches die Prākrit Passiv-Bildung erhalten hat) das Passiv kijaṇu gebildet werde, ist schon in meiner Sindhī-Grammatik p. 260 gezeigt worden*). Ganz ähnlich verhält es sich mit den andern erwähnten Formen, die alle Passiva sind. Das alte Hinduī nämlich hatte auch noch eine regelmässige Passiv-Bildung, die aber im späteren Hindī und Urdū in Abgang gekommen ist. Hr. Platts führt mit Recht an (p. 137), dass man statt pījiyē auch pījē und pījō sagen könne. Wir möchten aber noch erläuternd hinzufügen, dass die Formen pījē und pījō die ursprünglichen sind (alt Hinduī पीजै und पीजउ), ersteres das Praesens (oder Potentialis) des Passivs, letzteres die III Pers. Imper. Pass., während die Formen pījiyē und pījiyō eigentlich ein doppeltes Passiv-Affix enthalten, weil die Sprache nach und nach das Bewustsein verloren hatte, dass das j schon das Passiv-Affix enthält; im alten Hinduī kommen daher

*) Wir brauchen daher kaum zu bemerken, dass es unrichtig ist, wenn Hr. Platts, p. 138, Anm. a sagt, dass die Form der Wurzel, die im Precativ gebraucht werde, gewöhnlich die sei, die im Particip des Perfects vorkomme. Diess ist nur ein Schein bei dem Precativ کیجیی, kījiyē, durch den man sich nicht täuschen lassen darf.

Digitized by Google

diese Formen noch nicht vor, sondern wir finden constant पीजै und पीजउ.

Wir müssen daher den eingebornen Gelehrten Recht geben (denen auch H. Etherington in seiner Hindī Grammatik gefolgt ist), dass der Bedeutung nach die Endungen des Precativs iyē und iyō im wesentlichen nicht verschieden sind, dass also iyō auch kein Plural ist, sondern die III. Pers. des Imperat. Pass., indem a·u ganz gewöhnlich zu ō contrahirt wurde. Die Sprache hat freilich nach und nach die ursprüngliche Bedeutung dieser Formen aus den Augen verloren, so dass man jetzt sagt: آپ چلیے, mögen Sie gehen! aber schon das Sanskrit gebrauchte in ähnlichen Fällen für eine höfliche Bitte den Imperativ des Passivs; der ganze Unterschied ist nur der, dass im Urdū das Subject nicht mehr im Instrumentalis, (wie im Sanskrit), sondern im Nominativ beigefügt wird.

Was noch die Formen hūjiyē (hujiyō) und mūjiyē (mūjiyō) betrifft (p. 138), so ist zu bemerken, dass wir für ersteres im alten Hinduī sehr häufig dem Passiv होईअै (es wird) und für letzteres dem Passiv मूईअै (es wird gestorben) begegnen, obschon die andere Form मरीजै auch im Gebrauch ist.

Wir können daher dem Hrn. Verfasser nicht beistimmen, wenn er in der Syntax (p. 345, Anm. 2) versucht, eine Differenz zwischen dem Precativ und Aorist (Subjunctiv) zu statuiren, unter Hinweisung auf Varar. Prākrita Prakāsha, VII, 20. 21. Das dort erwähnte Affix ija oder jjā findet sich nachweislich nur im Sindhī, im alten Hinduī aber kommt es gar nie vor

Digitized by Google

und wo auch immer das Affix ij sich findet, ist es immer eine Passiv-Bildung. Aber auch im Prākrit selbst ist das in Varar. VII, 20. 21 erwähnte Affix nur höchst selten im Gebrauch, hauptsächlich aber in Formen, die dem sanskritischen Potentialis und Precativ entsprechen; seine allgemeine Anwendung wäre erst noch zu beweisen. Jedenfalls lässt sich daraus für das alte Hinduī, das für das Urdū und Hindī allein massgebend ist, kein Schluss ableiten. In Sätzen, wie der von H. Platts (p. 137) angeführte: حُکم قتل کا فرمادیں, ist فرمادیں nicht die II. Person des Sing. Aorist, sondern die III. Pers. Plur., was allerdings, streng genommen, grammatisch nicht richtig ist, da auf حکم nur فرمادیے bezogen werden könnte (die III. Pers. Sing.). Aber wir haben schon bemerkt, dass der Sprache das Bewustsein der ursprünglichen Bedeutung dieser Form zurückgetreten ist und dass diese ganze Bildung jetzt mehr activisch aufgefasst und behandelt wird. Die Uebersetzung dieses Satzes würde daher lauten: möge der Befehl des Tödtens ausgesprochen werden!

So erklären sich auch andere Bildungen (über die sich, so viel ich weiss, noch kein Urdū Grammatiker ausgesprochen hat) ganz leicht, z. B. چاہیئی ćāhiē, was man allgemein mit: »es ist nöthig« übersetzt. Im alten Hinduī lautet diese Form चाहीअै und bedeutet wörtlich: es wird gewünscht, es ist wünschenswerth (Panjābī jetzt noch mit der Passiv-Bildung: ćāhīdā hai). Durch den Uebergang des alten Praesens in die Bedeutung eines Potentialis oder Sub-

Digitized by Google

junctivs erklärt es sich einfach, dass diese Formen auch in Wunsch-Sätzen gebraucht werden, wie: جنگل میں رهیں, wörtlich: möge im Gestrüppe geblieben werden! was so viel ist als: lasset uns im Gestrüppe bleiben oder: bleibet ihr im Gestrüppe (je nach dem Zusammenhang der Rede).

Was aber unsere Erklärung dieser Bildungen über allen Zweifel erheben muss, ist der Umstand, dass auch eine Futur-Form davon sich vorfindet. Dieses Futurum Passivi ist im alten Hinduī noch etwas ganz gewöhnliches und wird als Indicativ gebraucht; im Urdū dagegen haben sich nur wenige Bildungen erhalten und werden, ähnlich wie im Praesens, mehr im Sinne eines Potentialis (oder Optativs, der einen gelinden Befehl impliciren mag) angewendet.

Ein sehr verdienstvoller Theil seiner Grammatik ist die Darstellung der Bildung der Causativa, die in den bisherigen Urdū Grammatiken viel zu wünschen übrig liess. Zur Bildung der Causativa durch das Affix lā (p. 167), wollen wir hier noch hinzufügen, dass diese im alten Hinduī die gewöhnliche ist (nur mit Uebergang von l in r (ār), wie auch im Sindhī), obschon die jetzt mehr vorherrschende (mit dem Affix ā) sich auch vorfindet. Da das Prākrit von einer solchen Causal-Bildung noch keine Spuren zeigt, so ist es allerdings schwer, dieses Affix zu erklären. Ich dachte früher an das l, das z. B. in dem Verb पा zur Causal-Bildung verwendet wird (पालायामि) und diese Vermuthung habe ich in meiner Sindhī Grammatik (p. 258) ausgesprochen. Mittlerweile aber habe ich im

Digitized by Google

alten Hinduī gefunden, dass der Laut r sehr häufig (der Euphonie wegen) eingeschaltdt wird, wo weder das Sanskrit noch das Prākrit eine Spur desselben aufweist; so finden wir z. B. immer धिग् (= धिक्), सुर्ज्जन (= सुजन) etc. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass r (oder l) nur eine euphonische Einschaltung ist. Ār (āl) oder rā (lā) ist dasselbe Affix und wird nach Willkür versetzt; so sagt man: दिखलाना (dikh-lā-nā) oder दिखालना (dikh-āl-nā), zeigen. Dass l eine Transmutation von y (य) sei, wie Herr Platts andeutet mit Hinweis auf das Prākrit laṭṭhi (statt yashṭi) ist wohl kaum anzunehmen, da weitere derartige Uebergänge von y in l nicht nachzuweisen sind.

Auch die Art und Weise, wie er die Verba composita dargestellt hat, sticht sehr vortheilhaft ab gegen die hergebrachte Methode. Die Regeln waren entweder nur oberflächlich und unvollkommen, oder gar falsch angegeben und Hr. Platts polemisirt daher mit Recht gegen einzelne europäische Grammatiker, die sich herausnahmen, die Sprache nach ihrem Gutdünken darzustellen. Doch ist es nicht ganz richtig, wenn er mit Rücksicht auf die Verba frequentativa und desiderativa sagt, die von ihm aufgestellten Regeln seien den Lehren der europäischen Grammatiker entgegengesetzt. Dass die Verba desiderativa im Urdū als intransitiva construirt werden, hatte schon Shakespear in seiner Hindūstānī Grammar (p. 56) gelehrt, obschon er nichts in Betreff der Verba frequentativa bemerkt hatte, was allerdings als ein grosser Mangel bezeichnet werden muss. Forbes freilich hüllte sich in Betreff dieser beiden Verba composita in tiefes Stillschweigen. So dankbar es nun auch anzuerkennen ist, dass

Digitized by Google

die Construction der erwähnten Verba composita durch den Hrn. Verfasser in volles Licht gesetzt worden ist, so wäre es doch auf der andern Seite auch sehr wünschenswerth gewesen, wenn er uns eine Erklärung dieses so seltsamen Verfahrens der Sprache gegeben hätte; denn das lässt sich nicht läugnen (und eben daran hatten sich die europäischen Grammatiker bis jetzt so gestossen), dass die intransitive (resp. active) Construction eines transitiven Verbums in den vergangenen Zeiten dem ganzen Genius der Sprache widerstreitet, da das Particip des Praeteritums eines transitiven Zeitwortes immer eine passive Bedeutung hat, die Construction also nothwendigerweise eine passive sein sollte. Warum sagt man also im Urdū: مَیں چَلَا جَاهَا, ich wünschte zu gehen, und nicht: مَیں نی چَلَا جَاهَا? Warum: وُہ سُنَا کِی, sie hörte zu. Wenn er sagt: das Particip des Perfects werde als ein abstractes Substantiv im Accusativ den Zeitwörtern کرنا (machen) und چَاهنَا (wünschen) vorgesetzt, so ist damit die intransitive Construction derselben im Praeteritum nicht nur nicht erklärt, sondern man würde dann geradezu die passive Construction erwarten; wenn also وُہ سُنَا کرتی هَی im Praesens wörtlich bedeutet: »sie macht ein Hören«, so sollte nach allen sonstigen Regeln des Urdū das Praeteritum lauten: اُس نی سُنَا کِیَا, sie hörte zu (durch sie wurde ein Hören gemacht), während doch der Usus der Sprache: وُہ سُنَا کِی verlangt. Wie

Digitized by Google

ist also das zu erklären? Ich kann mich nicht überzeugen, dass in diesen Fällen eine wirklich active Construction vorliege, wenigstens nicht mit Bezug auf کرنا, sondern Sätze wie: وُہ سُنَا کِی, sie hörte zu, müssen zunächst wörtlich übersetzt werden: sie wurde ein Hören gemacht. Dass die eigentliche passive Construction mit dem Instrumentalis (also: اُس نی سُنَا کِیَا, durch sie wurde ein Hören gemacht) nicht angewendet wurde, kommt daher, dass das Verbum finitum das verbal Nomen auch im Praeteritum als Accusativ sich unterordnet, folglich wie ein Causativ construirt wird, zwar persönlich, aber doch mit passiver Bedeutung. Hängt von dem verbal Nomen ein Object ab, so wird dieses, wie bei dem Verbum finitum, im Accusativ untergeordnet. Man sagt also: maiñ tamām din aur tamām rāt pānī mēñ hāth pāōñ mārā kiyā (p. 174, Anm.), wörtlich: Ich wurde den ganzen Tag und die ganze Nacht im Wasser die Hände und Füsse (Acc.) schlagen gemacht = ich schlug. Nachdem einmal für das Praesens (und Imperfect) der Ausdruck sich festgesetzt hatte: مَیں مَارَا کرتا هُوں, ich mache ein Schlagen = ich schlage fortwährend, so konnte, wenn das Verbum finitum mit dem untergeordneten verbal Nomen (im Acc.) als Ein Begriff festgehalten werden sollte, im Praeteritum gar nicht anders gesagt werden als: مَیں مَارا کِیَا, ich wurde schlagen (= schlagend) — gemacht. Ganz dasselbe gilt von ähnlichen verbal Compositionen, wie: دِکهَائی دینَا, er-

Digitized by Google

scheinen (wörtlich: eine Erscheinung geben), سُنَائی دینا, hören lassen (ein Hören geben), die im Praeteritum ebenfalls wie Causativa construirt werden müssen; z. B. دُو آدمی دِکھائی دیی wörtlich: zwei Menschen wurden eine Erscheinung gegeben = erschienen. In allen diesen Fällen hat das Praeteritum eine passive Bedeutung.

Anders jedoch verhält es sich mit den sogenannten Verba desiderativa, die durch das Particip des Praeteritums und das Verb چَاهنا, wünschen, gebildet werden.

In diesem Falle ist das Particip des Praeteritums auch als ein verbal Nomen im Accusativ untergeordnet, z. B. دیکھا چَاهتا ہَے, er wünscht zu sehen (wörtlich: er wünscht ein Sehen), aber im Praeteritum wird das Verbum finitum چَاهنا als ein intransitives Verbum construirt und man sagt daher: وُہ دیکھا چَاها, er wünschte zu sehen. Ebenso wird im Sindhī سِکَڻ wünschen, im Praeteritum als intransitiv (und daher activ) construirt (Siehe meine Sindhī Grammar p. 322). Der Herr Verfasser hätte übrigens in Betreff der Verba desiderativa noch hinzufügen dürfen, dass das Urdū, wenn von dem verbal Nomen ein Object abhängt, dasselbe auch als Particip passiv des Praeteritums mit dem Object in Geschlecht und Zahl übeinstimmen lässt; z. B. میرِی زمین پر هَویلی پَائی چَاهتا ہَے, er wünscht auf meinen Grund ein Haus zu

Digitized by Google

bauen (wörtlich: er wünscht auf meinem Boden ein gebautes Haus), statt: هَویلی پَایا چَاهتا ہَے Diese Construction hat er in der Syntax nicht erwähnt, obschon sie in Nord-Indien sehr häufig vorkommt.

Wir können jedoch diesen Punct nicht verlassen, ohne den Satz erwähnt zu haben, den er S. 178 unter den Verba permissiva anführt. Er gibt dort die Worte: وُہ مُجھی آنے دیا und übersetzt: er erlaubte mir zu kommen. Dieser Satz ist falsch; es sollte heissen: اُن نے مُجھی آنے دیا denn دینا kann im Praeterium nie als intransitiv construirt werden.

Wenn er S. 183, Anm. 1 sagt, es sei höchst unwahrscheinlich, dass جَب, تَب vom جَد und تَد abstamme, weil d nicht in b übergehe, so ist dagegen zu bemerken, dass der Uebergang von d in v (b) im alten Hinduī sehr häufig vorkommt; man sagt z. B. promiscue: دیکھنا und وِیکھنا, sehen; sogar im Urdū findet sich ابھیو abhēv statt أبھید, wie er das aus Shakespear's Hindūst. Dictionary hätte sehen können.

S. 194 will er سَاتھ, mit, von dem Sansk. सार्धम् ableiten, während es nach dem alten Hinduī साधि der Locativ von सार्ध ist.

Entschieden verunglückt ist seine Ableitung der Diminutiv-Affixe ētā und ōtā (p. 218) von bēṭā und pōṭā (Sohn, Junges). Wir finden diese Affixe schon im Sindhī (Sindhī Gram. p. 77) und im Paštō (Siehe meine Paštō Gram. p. 52),

Digitized by Google

wo ich ihre wahrscheinliche Ableitung besprochen habe.

Die Syntax ist recht übersichtlich und vollständig behandelt. Es ist jedoch für die Brauchbarkeit des Werkes sehr zu bedauern, dass er seine Citate nicht genau belegt hat. Man weiss nicht, ob er die Sätze selbst gemacht oder woher er sie genommen hat. In einer Grammatik aber sollten alle Sätze, besonders in der Syntax, so viel wie möglich aus den besten Schriftstellern gewählt und der Fundort genau angegeben werden, damit, wo Zweifel entsteht, nachgeschlagen und verglichen werden kann. Es ist anzuerkennen, dass er manche feinere Wendung der Sprache deutlich erkannt und gegen frühere Missdeutung in Schutz genommen hat. Doch fehlt es auch nicht an einzelnen Missverständnissen und Unrichtigkeiten. Wenn er z. B. S. 251, Anm. sagt, dass der Locativ des reciproken Pronomens آپس (unter sich) als regierendes Nomen häufig ausgelassen wurde, so müssen wir uns über die Beispiele wundern, die er zum Beleg dafür anführt. Wie soll denn in dem Satze: میری تیری دُشمنی ذاتی ہَے, zwischen mir und dir ist eine Grundfeindschaft, آپس ausgefallen sein? آپس hätte hier ja gar keinen Sinn. Auch in dem weiteren Beispiel lässt sich آپس nicht suppliren. Beide Sätze müssen vielmehr nach seiner in § 318 aufgestellten Regel erklärt werden. Er hat schon p. 192 (bei den Postpositionen) کی kē richtig mit der Bedeutung »zu« (als Dativ-Postposition) aufgeführt, was bisher in allen Urdū-Grammatiken über-

sehen oder falsch erklärt worden war. Er ist zwar nach seiner Anmerkung (p. 252) über diese Bedeutung von کی noch etwas schwankend, und hält es für wahrscheinlich, dass nach کی etwa پاس oder هاں zu suppliren wäre. Allein die eingebornen Grammatiker haben Recht, die in diesen Fällen das Urdū کی durch die persische Praeposition بہ (als Dativ) erklären. Dem kann ich noch beifügen, dass dieses کی im alten Hinduī कै kai lautet und dort sehr häufig als Dativ-Postposition verwendet wird (von dem Sansk. कृते abgeleitet, Prākrit किए und dann weiter zu kē contrahirt, das im Hinduī kai gesprochen wird).

P. 274, b hat er ausser Acht gelassen, dass die Postposition سی sē auch mit bedeutet, in gewissen Fällen auch »zu« (alt Hinduī सिदे siu und सेती sētī), dessen Etymologie mit sē, 'von', nicht zusammenfällt. Sē, in der Bedeutung »von« ist ohne Zweifel von dem Prākritischen हे (der Genitiv-Endung = Sansk. स्य) abzuleiten, während sē, in der Bedeutung »mit« wohl dem Sansk. सम entspricht (Sindhī साणु oder सेणु, से). In Sätzen, wie: اُس نی مُجھی سی کہا er sagte zu mir, muss سی nothwendigerweise in der Bedeutung von »mit« (»zu«) gefasst werden.

Nur im Vorübergehen sei bemerkt, dass auf S. 303 ein sinnentstellender Druckfehler ist; es heisst dort: اَشْرَفیان کی لاَلچ سی statt: "اَشْرَفیون.

Die Construction der Participien, die im Urdū so manche Schwierigkeiten darbietet, ist vom

Digitized by Google
Digitized by Google

Hrn. Verfasser scharf aufgefasst und durch viele Beispiele klar erläusert worden (p. 335—343), was dem bisherigen Wirrwarr gegenüber einen wohlthuenden Eindruck macht. Im Einzelnen jedoch möchte ich bemerken, dass das Particip des Praesens nicht als Substantiv in den Sätzen zu fassen ist, die er S. 339, 2) a) anführt. اَسبَاب هوتی ist nicht gleich هوتی پر, obschon wir es so zu übersetzen gewohnt sind, sondern die Worte stehen im Locativ (= dem Lateinischen Ablativus absolutus) also اسبَاب هوتی = rerum copia suppeditante. Wie eigentlich construirt werden muss, zeigt das Sindhī aufs deutlichste: denn dort sagt man: vaḍē hūndē, wann er gross ist. Ebenso müssen wir es entschieden in Abrede ziehen, dass das (passive) Particip des Praeteritums, wenn es durch eine der Praepositionen بِن, ohne, etc. (p. 340) regiert wird, in einigen Fällen eine active Bedeutung habe. بی میری کهی heisst nicht: ohne dass ich ihm sage oder gesagt habe, sondern: ohne meinen Befehl (ohne dass von mir gesagt worden ist). Ebenso بغیر کهائی nicht: ohne zu essen oder gegessen haben, sondern: ohne gegessen worden sein. Im Englischen und Deutschen kann man es wohl activ übersetzen, aber es darf nicht übersehen werden, dass man es mit dem Particip passiv zu thun hat.

Wenn er p. 348 sagt, dass جَاهِّی تهَا eine Handlung implicire, die hätte gethan werden sollen, so möchte man doch auch den Grund dieser so seltsamen Bildung einsehen. Diese lässt sich jedoch nur aus dem alten Hinduī erklären, das sein Imperfect noch häufig dadurch bildet, dass es dem Praesens (dem späteren Subjunctiv oder Potentialis) einfach था oder सा (declinirbar) anhängt. جَاهِّی تهَا ist also nichts weiter als der Ueberrest einer alten Hinduī-Imperfect-Bildung; über die Bedeutung und Ableitung von था (सा) habe ich mich schon in meiner Sindhī Gram. p. 294 ausgesprochen.

Dass das Praeteritum nach den Conditional Partikeln جو, اگر etc. die Bedeutung eines Futurums haben solle, wie er p. 354 statuirt, muss dahin berichtigt werden, dass das Praeteritum in diesen Fällen das Futurum exactum ausdrückt, wie diess durch die verwandten Sprachen hinlänglich constatirt ist.

Dass, wie auf S. 366 gesagt ist, die zweite Person (des Singular und Plural) des Subjunctivs als eine disjunctive Conjunction gebraucht werde, ist in dieser Allgemeinheit in Frage zu stellen. Das Beispiel, durch welches diese Regel erhärtet werden soll, beweist das keineswegs; denn in dem Satze: مین نهین کهتا رهو چاهو جَاؤ ist رهو und جَاؤ die zweite Person Plur. des Imperativs und heisst wörtlich: Ich sage nicht: bleibet; wenn ihr wollet, gehet. Nur چاهو ist die zweite Person Plur. des Subjunctivs, vor welcher اگر, wenn, zu suppliren ist.

Als einen Irrthum müssen wir es ferner bezeichnen, wenn er von einem besonderen Potentialis (neben dem Subjunctiv oder Aorist, wie er diesen Modus nennt) spricht (p. 366). Man mag diesen Modus bezeichnen, wie man will, Subjunctiv oder Potentialis, so ist er doch ein und dieselbe grammatische Form.

Digitized by Google
Digitized by Google

Es muss aber nothwendig Verwirrung anrichten, wenn man das Futurum definitum (oder wie man es sonst heissen mag), damit zusammenstellt, denn obschon dieses oft in einem unbestimmten, dem Potentialis sich annähernden Sinne gebraucht wird, ist es seiner ganzen Bildung nach ein Indicativ und kein Subjunctiv.

Dasselbe gilt vom Futurum exactum, das zwar meist in dubitativem Sinne angewendet wird, aber desswegen doch kein Potentialis der Vergangenheit genannt werden darf; der Inder denkt eben in dieser Beziehung etwas anders, als wir es gewohnt sind. Er stellt sich mit seinen Gedanken mitten in die Ereignisse hinein, während wir der Rede in solchen Fällen eine subjective Färbung geben. Der Satz also (p. 367): خُدا جانی اُنکی کیا حالت هُوئی هوگی heisst wörtlich: Gott weiss, was ihr Zustand wird gewesen sein, während wir zu sagen pflegen: was ihr Zustand gewesen sein mag.

Im Vorübergehen sei es uns erlaubt, auf eine unrichtige Uebersetzung hinzuweisen, die sich S. 387 findet. Dort übersetzt er den Satz جو کوئی مُسافر فقیر یا دنیادار اس شهر مین آوی so: irgend ein Reisender, sei es ein Frommer oder ein Mann der Welt, der in diese Stadt kommt«. دُنیادار bedeutet aber nicht: Mann der Welt, sondern: ein vermögender, reicher Mann und dadurch ist auch offenbar, dass فقیر hier nicht durch »Frommer« übersetzt werden darf, sondern durch »arm« wiedergegeben werden muss.

Hie und da dürfte bestimmter die grammatische Form eines Wortes hervorgehoben sein, um Irrthum zu vermeiden. So z. B. wenn er S. 388 (§ 499, Anm.) چاهو ohne weitere Bemerkung als disjunctive Conjunction aufführt; چاهو ist aber ein Verbum (II Pers. Plur. des Subjunctivs Praes.) = اگر چاهو, wenn ihr wollet, und kann daher nur in gewissen Fällen im Sinne einer disjunctiven Conjunction verwendet werden.

Ein Irrthum ist es ferner, wenn er S. 390 (§ 508) die Adverbien تو und تب als Synonyme anführt, von denen das eine manchmal statt des andern gebraucht werde. Sie sind keine Synonyme, sondern identisch: denn im alten Hinduī sagt man ganz promiscue तब oder तउ, indem b (v) in u übergeht. Ganz dasselbe gilt von جب und جو (§ 506).

Was seine nähere Erläuterung von جب anbelangt, (p. 391), so möchten wir bemerken, dass im ersten dort angeführten Satze جب seine gewöhnliche Bedeutung »wann, als, da« hat. Was den zweiten Satz betrifft, wo er جب mit »dann« übersetzt, so ist es sehr fraglich, ob er denselben richtig verstanden hat. Es könnte wohl richtiger heissen: man muss hart arbeiten, wann etwas zu Handen kommt, statt wie er übersetzt: »man muss arbeiten, dann wird etwas erlangt«; denn diese Bedeutung von جب »dann« lässt sich sonst nicht nachweisen. Da er übrigens keinen Zusammenhang andeutet noch ein Nachschlagen der Stelle ermöglicht, so müssen wir dies für jetzt auf sich beruhen

Digitized by Google
Digitized by Google

lassen. Im dritten Satze jedoch, wo er جبھی ebenfalls mit »dann« übersetzt, ist nicht zu übersehen, dass hier جبھی nur durch einige Worte von کہ getrennt ist und eigentlich zu کہ gehört; جب کہ (oder emphatisch: جبھی کہ) aber bedeutet: zu der Zeit als. Von einem conditionalen Nachsatz aber wird man wohl in Zeitsätzen nicht reden können, wie es der Verfasser thut.

Im übrigen erkennen wir gerne an, dass er zum ersten Mal die Urdū Syntax erschöpfend behandelt hat, wie überhaupt seine ganze Arbeit den Eindruck einer soliden Gründlichkeit macht, aus welchem Grunde wir keinen Anstand nehmen, sie allen denen zu empfehlen, die sich mit dem Studium des so wichtigen Urdū befassen wollen. E. Trumpp.

Boëce. De la consolation de la philosophie. Traduction grecque de Maxime Planude publiée pour la première fois dans son entier par E.-A. Bétant Professeur au Gymnase de Genève. Genève, Imprimerie Carey frères. 1871. VIII und 119 SS. in 8.

Nur kurz soll auf diese Arbeit des greisen genfer Philologen, die dem Ref. erst jetzt zu Gesicht gekommen ist und in Deutschland wenig bekannt scheint, aufmerksam gemacht werden. Die Uebersetzung der Gedichte hatte schon C. Fr. Weber (Darmstadt 1832) herausgegeben, aber die der ganzen Schrift erscheint hier zum erstenmal, nach einer Handschrift des 15. Jahrh.,

Digitized by Google

die Bétant selbst gehört. Für die Gedichte kommt die pariser hinzu, die der Ausgabe Webers zu Grunde liegt, und noch eine zweite, nicht näher bezeichnete pariser, deren Lesarten Bétant von Egger erhalten hat. Unter dem Texte sind nur die Fehler der HS. bemerkt, welche der Herausgeber nach eigenen oder Webers Vermuthungen verbessert hat. Für den Text des Boetius ist die Uebersetzung des fleissigen Mönchs ohne allen Werth, da von den Büchern de consolatione philosophiae mehrere HSS. erhalten sind, die vier und fünf Jahrhunderte vor Planudes geschrieben wurden, und in der, welcher er folgte, sich offenbar dieselben Fehler fanden, wie in den noch vorhandenen. So stand auch in ihr 2, 1 V. 8 das sinnlose *suis*, denn Planudes sagt *σφετέροις*, das eben deshalb auch Bétant nicht in *σφέτερον* ändern durfte. Auch 2. 5, 13 ff. ist die Umstellung des Satzes *καὶ φωνὴ μὲν ἐντελὴς ἐκ τοῦ ἴσου πολλῶν ἐπλήρωσεν ἀκοάς, τὰ δὲ ὑμέτερα χρήματα εἰ μὴ εἰς λεπτὰ κατακερματισθείη, πρὸς πολλοὺς ἀδυνατεῖ μεταβῆναι* (S. 29 b. Bétant) vor den Satz *ἄλλως τε εἰ τὰ πανταχοῦ τῶν ἐθνῶν ὄντα χρήματα πρὸς ἕνα τινὰ ξυλλεγείη, τοὺς λοιποὺς ἐνδεεῖς ἑαυτῶν καταλείψουσιν*, die dem Herausgeber gefällt, unrichtig, da auf Letzteres offenbar nicht, wie es bei Planudes geschieht, folgen kann: *οὗ γενομένου πτωχοὺς ἀναγκαῖον ἀπολειφθῆναι ὧν ἀπεχώρησαν*, während die Worte *quod cum factum est pauperes necesse est faciant quos relinquunt* bei Boëtius ganz richtig sich an das Vorhergehende anschliessen. Die Umstellung ist also nur eine willkürliche Aenderung des Planudes, der die Sätze des Boëtius nicht richtig verstand, wie sich solche Missverständnisse nicht eben selten bei ihm finden. H. S.

Digitized by Google